



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Deutsche Heldensagen für Jung und Alt.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

einem Artikel, dessen Ausführungen wir zum Schlusse dieser Betrachtung in ihren Hauptsätzen folgen lassen. Es heißt da: „Seit den Tagen des unfruchtbaren Frankfurter Parlaments, welches den demokratischen Träumen des Jahres 1848 entsprang, machten sich in der deutschen Politik zwei Strömungen bemerkbar. Die Liberalen und Radikalen verlangten einen gemeinschaftlichen gesetzgebenden Körper für das ganze Reich, die Konservativen andererseits bestrebten sich, die lokalen Einrichtungen zu erhalten. Sie erkannten die Vorteile eines Reichsrates für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten Deutschlands an, aber selbst diejenigen preussischen Staatsmänner, die für das Einigungswerk soviel thaten, weigerten sich, die preussischen Angelegenheiten einem Zentralkörper zu übertragen, dessen Mehrheit aus Nichtpreußen zusammengesetzt sein sollte. Ebenso wenig bereit würde der Süddeutsche sein, dem Norddeutschen in heimatlichen Fragen das entscheidende Wort zu gestatten. Das föderative System ist für Deutschland das natürliche, und dieses System macht die Verantwortlichkeit der Minister vor dem Reichstage zur Unmöglichkeit. Ein verantwortliches Ministerium würde sich genötigt sehen, die Beschlüsse der Mehrheit des Reichstags zur Ausführung zu bringen, und die vertragsmäßigen Rechte der Einzelstaaten würden dann vor den Launen der Wählerschaften verschwinden, die über Nacht auch den am höchsten geschätzten Einrichtungen Baierns, Sachsens, Württembergs u. a. ein Ende zu machen imstande wären. Unter diesen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß sich der Bundesrat einstimmig gegen die Verantwortlichkeit der Minister vor dem Reichstage ausgesprochen hat. Es muß eine Gewalt geben, die für die Erhaltung wohlbeingebürgerter Einrichtungen eintritt, und Fürst Bismarck ist augenscheinlich nicht gesonnen, auf diese Gewalt zu verzichten.“



## Deutsche Helden sagen für Jung und Alt.



vor etwa zwei Jahren wurden die Freunde altdeutscher Dichtung durch ein Buch überrascht, das sich als eine Nachdichtung des Nibelungenliedes in Oktaven ankündigte. Angesehene Blätter priesen das wunderbare Werk des Herrn Dr. Adalbert Schröter gleich beim Erscheinen so über die Maßen, daß die Abfertigung, welche ihm kurz darauf in den Grenzboten zuteil wurde, nicht wenige befremdet haben mag. Während nun viele, die das Buch bereits kannten, der Ansicht waren, daß mit jenem Strafgerichte dem Autor kein Unrecht widerfahren, der Sache aber ein guter Dienst erwiesen worden sei, und die ganze Angelegenheit für wichtig

genug erachteten, um einen Rezensenten zu veranlassen, durch eine prinzipielle Erörterung derartiger Übersetzereperimente und eine ins einzelne gehende Analyse der Schröterschen Nachdichtung auch dem wohlwollendsten Leser die völlige Verkehrtheit des Unternehmens und die klägliche Ausführung desselben im vorliegenden Falle recht klar zu machen, wurde von anderer Seite dem unbarmherzigen Kritikus seine herzlich-schneidige Auslassung sehr verübelt. Kein Wunder freilich, daß in einer Zeit kritischer Sachteterei der scharfe Ton gegen ein Buch, welches dem schlechten Modegeschmack huldigt, in weitem Kreise aufregt und verletzt, wenn der Rezensent, wie es diesmal geschehen war, zu gleicher Zeit gedankenlosen Kollegen und einem urteilsmatten Publikum unter der Hand eins abgibt, einem Publikum, das sich nicht gern in dem Wahne stören läßt, daß es aus sogenannten historischen Romanen die Denk- und Empfindungsweise der Vorzeit und aus feichten Verwässerungen das Wesen unsrer alten Dichtung kennen lernen könne. Daß für Leute wie Herrn Schröter die Blumensprache nicht eben angebracht war, hat er selber durch den hochmütigen Ton bewiesen, den er jüngst über Böhens Homerübersetzung anzuschlagen sich angemacht hat.

Zur Beleuchtung solcher Versuche, die alten Dichtungen und Sagen in der Gegenwart wieder lebendig zu machen, dürfte es noch jetzt nicht überflüssig und vielleicht auch andern Lesern als jenem Grenzboten-Rhadamanthys willkommen sein, wenn wir, etwas post festum freilich, wie wir selber fühlen, das Urteil eines Mannes nachtragen, dem selbst Herr Dr. Schröter wohl nicht wagen wird, poetischen Sinn abzusprechen, um in dieser Angelegenheit mitreden zu dürfen. Es ist kein anderer als Jakob Grimm, der vor nahezu siebenzig Jahren den thörichten Einfall, das Nibelungenlied in Stanzas zu verhunzen, mit gebührendem Unwillen gebrandmarkt hat. Sollte etwa gar jener erste Versuch und der Beifall, der einer neuen Nachdichtung in Stanzas selbst von namhaften Gelehrten verheißen war, Herrn Schröter zu seinem Opus angespornt haben? Oder hielt er sich für den „vollbegabten Dichter,“ der „nach vorausgegangenem eindringenden Studium sich an eine Übersetzung wagen“ dürfe? Im erstern Falle müßte man es sehr beklagen, daß der ohne Zweifel form- und sprachfertige Übersetzer, ehe er an die Ausführung seines Unternehmens schritt, nicht J. Grimms bündige Rezension jener Nibelungenverdolmetzung hat lesen können, die jetzt im sechsten Bande von Grimms Kleinen Schriften, Seite 200, jedermann bequem zugänglich ist. Im Jahre 1816 nämlich schrieb J. Grimm in der Leipziger Literaturzeitung über die bereits 1812 veröffentlichte Umbildung des Nibelungenliedes, die ein Herr Joseph von Hinzberg\*) im „Stile der Wielandschen Schule“ riskirt hatte, folgendes. „Von diesem Buche steht nicht viel gutes zu sagen,

\*) Über ihn, dessen Versuch für jene Zeit entschieden nachsichtiger beurteilt werden darf, s. Bannes Ausgabe des Nibelungenliedes Einleitung, V. 1. Hiernach brachte es das Buch trotz J. Grimm noch 1841 zu einer 5. Auflage.

und wir wollen dafür auch den Irrtum, wodurch es entstanden ist, in die kurzen Worte zusammenfassen: daß sein Verfasser zu den wohlmeinenden Boesieverderbern gehört. Es ist schon schlimm, wenn Hamler (ein nicht so unschuldiger) an frühern deutschen Dichtern, die er herausgiebt, fleckt und schnizelt, oder wenn Mathisson einer ganzen Schar von Vorgängern Liebesdienste anthut, damit sie, glaublich, seinen Mantelzipfel, wenn er zur Unsterblichkeit aufsteigt, zu fassen kriegen und ihre Seelen nicht verloren werden. Der Trieb dergleichen zu thun, ist auch nichts andres als die Lügenhaftigkeit neuerer Zeit überhaupt, welche Geschichte verfälscht, um einen historischen Roman, oder der alten Dichtung zusetzt, um einen Kämpfer- und Heldenroman hervorzubringen. Solche Nachwerke vergehen freilich wie Heu, aber die Lesebibliotheken zehren davon u. s. w.“

Da der in den letzten Worten enthaltene Wunsch in bezug auf Schröters Nachdichtung sich leider noch nicht erfüllt hat, so dürfte es nicht nutzlos sein, hier das Urteil mitzuteilen, das ein philologisch geschulter Freund darüber abgab, zumal da es jene Grenzboten-Rezension in der Hauptsache bestätigt, in einem wichtigen Punkte wesentlich ergänzt. „Welch ein Gedanke, das Nibelungenlied in Stanzas umzugießen! Mich dünkt, dadurch wird jeder letzte Hauch von Schlichtheit und Naivität erstickt. Ein Versmaß, bei dem man unwillkürlich an die phantastisch-liederlich-ironischen Gedichte der Italiener und ihrer Nachahmer denkt, gerade dies auf ein so treuherziges, schwerbewegliches, tiefstes, ehrliches, deutsches Werk wie die Nibelungen anzuwenden, scheint mir der Gipfel des Ungeschmacks. Und daß die Nibelungenstrophe so gänzlich ungenießbar sein soll, das ist auch nur ein Zeichen unsrer überreizten, abgehasteten, blasirten Zeit. Zum Teufel, wer Schwarzbrot und frische Butter nicht vertragen kann, der soll meinetwegen Paprika lecken und Austern schnappen, und wem das einfach Schöne und Keusche nicht mundet, ergöze sich an — — —, aber unsrer alten jugendfrischen Poesie soll er fernbleiben. Und wie albern ist bei dieser Untreue gegen den Geist die Sklavenehrfurcht vor dem Buchstaben, d. h. der zufälligen Überlieferung. Wenn einmal keine Übersetzung, sondern eine Neudichtung gegeben werden soll, wozu dann die poesielosen, leeren Interpolationen von Siegfrieds Jugend aufstischen? Da wäre doch aus der Thidreksage so hübsches zu holen gewesen. Ich muß gestehen, Schröter gegenüber steigt meine Achtung vor Papa Simrock, obgleich der den Schlafrock und die Pfeife nie auf die Dauer entbehren kann und etwas sehr holterdipolter ist.“ Und das ist auch unsre Meinung. Wer an den Simrockischen und ähnlichen Neudeutschungen keinen Geschmack finden kann, was wir niemand verübeln wollen, der begnüge sich mit Wilmar's immer noch unübertroffener Analyse der Dichtung; nur lasse er sich durch die sprachliche Virtuosität, die Herrn Schröter unbestritten sein soll, und die platt-glatten Verse moderner Hinzberge nicht über den wahren Charakter des echten Nibelungenliedes täuschen.

Wie unendlich viel besser als solche anspruchsvolle, eitle Erzeugnisse — pure Fälschungen, nichts weiter — dienen der Sache jene bescheidenen Prosaerzählungen, mit denen unsere Jugend bisher bedacht worden ist. Die bessern unter ihnen — denn der Verballhornungen giebt es leider auch auf diesem Gebiete der Jugendschriften genug — haben Interesse und Verständnis für den Gegenstand geweckt und gefördert, und lief auch hie und da in der Wiedergabe der alten Berichte manches Subjektive, auch Schiefes mit unter, allzuviel schadete das nicht, hielt sich der Bearbeiter nur sonst im ganzen an seine Vorlage. Das wenigstens ist zu rühmen von A. Richters nicht mit Unrecht beliebten deutschen Heldensagen u. ähnl. Sie haben bewirkt, daß die Kenntnis des Nibelungenliedes und der alten Heldensage überhaupt unter der Jugend weite Verbreitung gefunden hat und die rechte Freude daran gewachsen ist, wie Jakob Grimm es wollte, „mehr von selber, als es durch Schulunterricht geschehen kann.“ Freilich kaum eines dieser Bücher, die, wie Bählers und Osterwalds Bearbeitungen, oft mit mehr als behaglicher Breite sich ausspinnen, wird Erwachsenen, die sich mit Inhalt und Geist der alten Heldensagen bekannt zu machen wünschen, befriedigen können. Gerade für sie, die Erwachsenen, hat es unsers Wissens bis vor kurzem an einem geeigneten Führer gemangelt. Denn das vorzügliche Werk Ludwig Uhlands über die deutsche Heldensage (in seinen Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Band 1) erfordert zu vollem Verständnis und Genuß schon eine gewisse Vertrautheit mit den Einzelheiten der Sage, während Wilhelm Grimms deutsche Heldensage wertvoll und nutzbar zunächst nur für den Gelehrten ist. Auf ein Buch nun, das diese Lücke ausfüllt, indem es der reifern Jugend sowie den Erwachsenen den überreichen Schatz der heimischen Heldensage eröffnet, aufmerksam zu machen, ist uns willkommener Anlaß geboten durch das Erscheinen von Gotthold Klees Deutschen Heldensagen.\*)

In richtiger Erwägung der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die einer Wiedergabe der alten Sagen in poetischer Form entgegenstehen, hat Klee sich beschieden, dieselben, wie so mancher minder Berufene vor ihm, in „schlichter Prosa“ nachzuerzählen. Daß es für ihn ein leichtes gewesen wäre, das Nibelungenlied à la Schröter, d. h. besser als Schröter, nachzudichten, ist für uns nicht zweifelhaft; hat er die Befähigung zur rechten Lösung einer solchen Aufgabe doch schon mehrfach dargethan, so durch vorzüglich gelungene Erneuerungen des reizenden, leider in so entstellter Gestalt uns erhaltenen mittelhochdeutschen Epos von Alpharts Tod und des allerliebsten Gedichtes von König Rother, für welches er den köstlich humoristischen Ton der alten Spielmannsdichtung sehr glücklich getroffen hat. Wie eine Dichtung von der Art des Nibelungenliedes zu über-

\*) Die deutschen Heldensagen, für Jung und Alt wiedererzählt von Gotthold Klee. Mit 5 Bildern von F. A. Jördens und Julius Schnorr. Gütersloh, Bertelsmann, 1883. 465 S.

setzen wäre, um ein leidlich treues Abbild des Originals geben zu können, zeigt sein Versuch einer Übersetzung der Gudrun, die, wenn auch keineswegs ein Ideal, doch nirgends die Härten und Holprigkeiten aufweist, welche die Simrock'schen Übertragungen so oft nicht bloß unverständlich, sondern geradezu ungenießbar machen, in der er aber den prunkvollen Wortschwall Schröters wohlweislich verschmäht hat. Gründliche Kenntnis der Sprache und die klare Einsicht, wie viel noch fehlt, um an die Möglichkeit einer das Original nahezu ersetzenden, d. h. kongenialen Übersetzung schon jetzt glauben zu können, sowie vermutlich auch eigne Versuche, haben Klee vor der Versuchung bewahrt, den Geist der alten Dichtung und Sage, der in schlichter, aber stil- und geschmackvoller Prosa weit eher zu seinem Rechte kommen kann, in Versen zu verwässern und zu verflachen. Die bescheidene, aber keineswegs zu unterschätzende Aufgabe, wie sie der Erzähler in Prosa sich stellen muß, hat bisher wohl keiner so ernst genommen wie Klee. Er sieht dieselbe, und wir können ihm nur beistimmen, nicht darin, „die alten Geschichten,“ wie es so vielfach geschieht, „mit pikanten Zuthaten und eignen Erfindungen aufzuputzen und zuzustutzen.“ Dem Dichter will er das Recht nicht bestreiten, „den überkommenen Stoff frei zu gestalten,“ so wie es Geibel, Jordan, Richard Wagner, wie es Simrock in seinem prächtigen Gedichte „Wieland der Schmied“ gethan hat und andre, „welche einzelne Abschnitte der Heldensage zu Vorwürfen ihrer dichterischen Werke gewählt haben.“ Aber ein andres ist das Verhältnis des Prosaerzählers zu den Stoffen. „Obgleich dieser nicht nur Sprach- und Sachkenntnis und natürlichen Takt, sondern auch einen gewissen poetischen Sinn bewahren muß, so ist er doch noch lange kein Dichter. Mithin steht es ihm auch nicht zu, die Tradition willkürlich, nur nach subjektiven Meinungen und ästhetischen Erwägungen zu korrigiren. Wer dies thut, der verliert gar bald den festen Boden unter den Füßen, verfällt in haltloses Schwanken zwischen echter Sage und selbsteigner Produktion und findet in seinen Schlimmbesserungen meistens weder Maß noch Ziel. Ich kenne mehr als ein Buch, in welchem die deutschen Heldensagen fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind. Man sollte doch meinen, daß schon die einfache Pietät und der wissenschaftliche Sinn, zwei Tugenden, auf die wir Deutsche uns etwas einbilden und die wir gern im Munde führen, vor so pietätslosem und unwissenschaftlichem Thun warnen müßten.“ Welcher mit dem Gegenstand Vertraute wollte solchen Grundrissen nicht aus vollem Herzen beistimmen und die Ausführung hochwillkommen heißen! Für eine solche Arbeit war Klee, wie sein prächtiges Buch beweist, der rechte Mann. Daß er seinen Gegenstand wissenschaftlich durchaus beherrscht, darüber belehrt uns schon ein flüchtiger Blick in die reichhaltigen Anmerkungen, die dem Werke beigegeben sind, und daß er natürliche dichterische Begabung mitbringt, beweist die sinnige, geschmackvolle Erzählung. Möchte es daher dem vortrefflichen Buche recht bald gelingen, alle die unbedeutenden und schlechten Machwerke zu verdrängen, die in Ermangelung eines gediegenen Werkes sich bisher einer gewissen Beliebtheit und Verbreitung rühmen durften.

Die hervorragendsten Quellen der deutschen Heldensage sind die in Prosa, freilich einer vielfach sehr poetisch gefärbten Prosa, abgefaßte altnordische Thidreksage und Völsungasage, die gleichfalls altnordischen Eddalieder und die bekannten mittelhochdeutschen Volksepen von den Nibelungen, Gudrun, die Gedichte von Dietrich von Bern u. s. w. Die poetische Form nun hat Klee zwar durchaus aufgegeben, darum aber nicht auch auf den poetischen Schmuck der Rede, wie diesen ihm die alten Vorlagen zum Teil selber an die Hand gaben, verzichtet. Durch die gesamte Darstellung, die nach des Verfassers Worten nichts andres sein will als schlichte Prosa, geht ein durch und durch dichterischer Schwung, wie es der Stoff ja auch unbedingt erheischt. Auch Klee hat im Stile dem modernen Geschmacke, natürlich im besten Sinne, Zugeständnisse machen müssen, da wo einzelne seiner Quellen ihm weiter nichts als die trocknen Thatsachen boten, indes, wie eine Nachprüfung einzelner Partien, z. B. der Völsungasage, jedem zeigen kann, seiner Erzählung im Grunde doch das ursprüngliche altertümliche Gepräge, wofern dies nur die nie alternde Sprache der Natur ist, gelassen; in Affektirtheit und Manier des Stiles, das können wir versichern, ist er bei dem Bestreben, den Duft, der so charakteristisch für das altgermanische Epos ist, nicht zu verwischen, nirgends verfallen. Der Stil hat natürlich, so verschiedenartig auch die Sprache der altnordischen Berichte, z. B. in der Edda oder der Völsungasage, von der der mittelhochdeutschen Epen ist, einen mehr einheitlichen Charakter erhalten müssen, schon damit die verschiedenen Sagen als Teile eines geistig zusammengehörigen Ganzen erscheinen. Daß der Verfasser in der Erzählung der Siegfriedsage nach dem Berichte der Völsungasage und der Edda in Übereinstimmung mit dem sachlich abweichenden Charakter auch einen andern Ton in der Sprache vorlingen läßt, als da, wo er die jüngere oberdeutsche Überlieferung bietet, versteht sich von selbst. Die Färbung des Stils aber ist durchgängig derart, daß jeder Leser den Eindruck haben wird, auch in dieser Beziehung das alte echte Epos zu besitzen; Farbe und Kostüm desselben hat der Nacherzähler nicht verwischt, geschweige denn schonungslos zerstört, sondern ist vielmehr bemüht gewesen, es in den wesentlichen Eigentümlichkeiten möglichst treu wiederzugeben. Dies ist z. B. der Fall, wo er sich in höchst wirksamer Weise des altertümlichen Stabreimes oder einer altüberlieferten Formel bedient, oder wo die Rede rhythmischen Fall gewinnt, wie bei den feierlichen Gelübden, Verwünschungen, bei den markigen Streit- und Wechselreden der alten Helden u. dergl. Feines poetisches Gefühl, die rechte Maße, das, was wir mit Takt bezeichnen, und vor allem die volle Vertrautheit mit der alten Dichtung warnt ihn, daß er nicht zu viel thue. An vielen Stellen konnte ihm die alte Vorlage unmittelbares Vorbild sein, doch hat er deren zufällige Mängel nicht mit in seine Darstellung herübergenommen.

Fragt man uns: Worin liegt das Geheimnis von Klees meisterlicher Nacherzählungskunst, so ist die Antwort ebenso einfach wie natürlich. Klee ist in

seinem Gegenstande ganz zu Hause, er geht darin auf. Liebevoll und ernst hat er sich in die Herrlichkeit der alten Sagenwelt versenkt, und mit seltener Empfänglichkeit für das wahrhaft Dichterische in ihr die empfangenen Eindrücke dank seiner vollen Herrschaft über die Sprache treu wiedergegeben. Aus reinsten Hingebung an die Sache ist das Buch entstanden, es atmet nichts von der Unruhe und Hast der Mache.

Obgleich sich aber Klee „treu an die besten alten Quellen gehalten“ hat — aus modernen Bearbeitungen und Neudichtungen ist nirgends geschöpft worden —, so hat er bei all seiner Treue gegen die Überlieferung sich keineswegs der Kritik begeben. Und hierin erkennt man den Unterschied der selbständigen, von echt wissenschaftlicher Gesinnung erfüllten Arbeit Klees gegenüber den landläufigen populären Bearbeitungen, die zum Teil nichts als wirre Kompilationen sind. In der Art, wie Klee sich der Quellen bedient, zeigt sich der geschulte Philolog, der ganz vertraut ist mit den gesicherten Ergebnissen der gelehrten Forschung. Vorzügliche, sogar fesselnd geschriebene Anmerkungen geben Rechenschaft nicht bloß über die Differenzen seiner Erzählung und der benutzten Quellen, sondern versehen jeden Laien, der redlichen Willen mitbringt, sozusagen in die noch im Fluß begriffene Forschung. Einzelne Züge der alten Sage, die dem modernen Menschen roh und grausam erscheinen mögen, hat er nicht ausgemerzt, wohl aber in den Anmerkungen in die rechte Beleuchtung gerückt, andre freilich, wie es der Zweck seines Buches erforderte, dem sittlichen Gefühle der Jugend zulieb zart ändern müssen oder gemildert, indes überall, wo ihm dergleichen Änderungen unabweisbar dächten, dem reiferen Leser in den Anmerkungen die etwa wünschenswerte Auskunft gegeben. Wie geschickt er zu gruppieren und natürlichen Zusammenhang in die einzelnen Teile desselben Sagenkreises zu bringen versteht, beweist er u. a. in den Büchern, welche die um den Namen Dietrichs sich sammelnden Sagen enthalten. Da diese nach ganz verschiedenartigen und ungleichwertigen Quellen bearbeitet werden mußten, in denen es bei der trümmerhaften Überlieferung unsers Epos begreiflicherweise an Widersprüchen nicht fehlt, so konnte hier der Erzähler sein Geschick als ordnender und klärender Kritiker entfalten. Daß er da, wo die elende Überlieferung der einzigen Quelle die echte Sage stellenweise in einen Wust von Ungeschmack eingehüllt bietet, gründlich die Kritik hat walten lassen, oder wenn die Überlieferung völlig versagte, sogar einmal zu eigener Erfindung seine Zuflucht genommen hat, war im Interesse der Gesamtdarstellung notwendig; Klee, der so ganz in den Dingen lebt, hat wohl kaum einen Zug hineingetragen, der nicht dem Geiste des alten Epos gemäß wäre. Manchem ist er vielleicht zu keck und unbarmherzig mit der Überlieferung umgesprungen bei der Umänderung der Namen, welche in der Geschichte von Dietrichs Zug nach Bertangenland vorkommen; bedenkt man aber den Wirrwarr der Sage an diesem Punkte, so erscheint einem Klees Verfahren, zu dem ihn die offenbare Wirrnis nötigte, als ein glücklicher Ausweg. Jedenfalls hat seine

Kombination gegenüber der phantastischen Erfindung der alten Quelle das für sich, daß sie eine ganz plausible Übereinstimmung mit der sonstigen Sagenüberlieferung herstellt. Wer also all die Sagen von Gudrun, von Wittig und Dietrich, vom Zwerge Laurin, von Alpharts Tod, von Siegfried und Brünhild und Krimhild auch schon kennt, die Lektüre des Kleeschen Buches wird jedem, der auf solche Bearbeitungen sich angewiesen sieht, manche Einzelheit in ganz neuem Lichte, die Zusammenhänge der Sagen klarer, das Ganze verständlicher zeigen.

Und wie fein trifft er den Ton für die verschiedenartigsten Stimmungen und Situationen! Wie glücklich ist ihm die Darstellung des Reinen, Innigen, Treuherzigen gelungen! Ein Ton „herzlicher Vertraulichkeit“ durchwärmt oft die Darstellung; es ist jene kindliche anmutende Heimlichkeit, die uns Erwachsenen noch Grimms Märchen so anziehend macht. Wie ließe sich diese Sprache durch sonst etwas in der Welt ersetzen! Doch um das Verdienst des Nacherzählers auch in dieser Beziehung nach Gebühr zu würdigen, müßte man von Rechtswegen einzelne Abschnitte in Klees Buch mit den entsprechenden Vorlagen vergleichen. Dem Ergreifenden in der lieblichen Sage von Helgi und Sigrun ist nirgends so schön, selbst von Weinhold nicht, Ausdruck geliehen worden; für die gewaltige Tragik, die nach der echten, ursprünglichen Sage in dem verhängnisvollen Verhältnisse Siegfrieds zu Brünhilde liegt, hat er geradezu eine erschütternde Sprache gefunden. Überhaupt gehört die Erzählung der Nibelungensage, die er vollständig nach nordischen und deutschen Berichten mitteilt, zu dem prächtigsten und gelungensten. Mag dies auch am Stoffe selber liegen, ein großer Teil der Wirkung gebührt ihm, der so fein nachzuempfinden und so stimmungsvoll nachzuerzählen verstanden hat. Dabei darf freilich nicht unerwähnt bleiben, daß die Geschichten laut, jedenfalls mit Bedacht und genießend sozusagen, gelesen sein wollen; nur dann wird der Stil, wie ja bei jedem guten Schriftsteller, zu seiner vollen Wirkung kommen können.

Sollen wir nach all dem Gesagten Klees Buch noch einmal kurz empfehlen, so darf es mit den Worten geschehen, die Karl Müllenhoff unserm alten Epos gespendet hat, daß „an seinem Reize sich jeder erfreuen wird, der mit jugendlicher Anspruchslosigkeit und Hingebung zu genießen nicht verlernt hat.“ Mit dem wackern Verfasser aber teilen wir den Wunsch, daß sein Werk „dazu beitragen möge, unsrer Jugend den alten herzhaften deutschen Sinn zu wecken und zu stärken, dem modernen Geckentum aber und der nüchternen Blasirtheit, die das innerste Mark unsers tüchtigen Volkes anfressen möchten, entgegenzuwirken.“

